

Herzschläge

Das Kind und die Macht der Musik

Marco Hüttenmoser

Dass Musik Macht auf uns ausübt, unsere Stimmung und unsere Gefühle beeinflusst und uns im Innersten treffen kann, ist eine alte Erkenntnis und auch heute noch unbestritten. Weit schwieriger ist es allerdings zu begründen und zu erklären, worauf diese machtvolle Wirkung beruht.

Über Jahrtausende hinweg war es kein Problem, die Macht der Musik zu erklären. Bei den Naturvölkern wurden und werden heute noch die Geräusche und Klänge der Natur mit göttlichen Wesen in Verbindung gebracht. Diese Wesen sollen durch Musik und eine Vielzahl von Ritualen freundlich gestimmt werden. In zahlreichen hoch entwickelten Kulturen, etwa in China und später auch in Griechenland, wurden die Töne und ihr Verhältnis zueinander mit kosmischen Ordnungen in Verbindung gebracht. Die verschiedenen Tonarten wurden bestimmten Gefühlslagen zugeordnet. Es gab klare Vorstellungen und Regeln, zu welchem Zwecke welche Tonart eingesetzt werden sollte und was sie bewirke. (Seemann 1987, 633ff.) Derartige Auffassungen waren bis in die Neuzeit hinein lebendig, erst die neue Wissenschaftlichkeit hat mit ihnen aufgeräumt. Heute gibt es allerdings erneut Strömungen, die im Rückblick auf ältere Anschauungen, teilweise unter Einbezug neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse, der Einheit von Klang und Kosmos eine hohe Bedeutung zumessen (erinnert sei hier etwa an die Philosophie Rudolf Steiners oder, stellvertretend für viele andere, an Ausführungen von Berendt - „Nada Brahma - Die Welt ist Klang“ - aus dem Jahre 1983).

Wenn wir im folgenden der Frage nach der Macht und den Wirkungen der Musik nachgehen, so nehmen wir nicht auf vermutete absolute Gesetzmässigkeiten Bezug, sondern bleiben im Bereich des Alltäglichen, des unmittelbar Erfahrbaren. Wie immer die tieferen Zusammenhänge zwischen Musik und Kosmos geartet sein mögen, die Musik braucht, damit sie ihre Wirkung im Alltag entfalten kann, menschliche Partner, die zuhören und die im Laufe des Aufwachsens Erfahrungen mit der Musik sammeln konnten.

Wir setzen zunächst beim eigenen Alltag ein, um uns dann mit den besonderen Bedingungen des Aufwachsens mit Musik zu beschäftigen.

I

Musik und alltägliche Wahrnehmung

Wenn im Alltag Geräusche und Klänge an unser Ohr dringen, so lösen diese mehr oder weniger bestimmte Empfindungen, Gefühle und Reaktionen aus. Die Ursache dieser Wirkung liegt einerseits in der Qualität des Klanges oder Geräusches. Der Klang kann heftig, schrill oder aber angenehm und sanft usw. sein. Gleichzeitig mit dem Auftreten eines Klanges oder Geräusches beginnen wir aber auch, ihn einem bestimmten Ereignis, zum Beispiel einem Glas, das zerbricht, dem schreienden Baby usw. zuzuordnen. Schüsse, Kanonendonner oder andauerndes Hupen lösen unterschiedliche Gefühle und Reaktionen aus, je nachdem, ob wir sie mit einem Fest, einer Hochzeit oder mit dem Beginn einer Schiessübung (oder gar einer veritablen Schiesserei), respektive das Hupen mit einem Verkehrsstau in Verbindung bringen. Die ursprüngliche Klangqualität *und* das Wissen um Zusammenhänge bestimmen zugleich meine Empfindungen. Als Empfänger haben wir bestimmte „Filter“, die sich mit dem Geräusch oder Klang sehr rasch einschalten. Noch deutlicher und differenzierter lässt sich dies zeigen, wenn es sich um eigentliche Musik handelt. Dazu ein Beispiel:

Ich suche am Radioempfänger nach Musik. Ich drehe den Knopf von Sender zu Sender. Habe ich einen Sender, auf dem Musik erklingt, eingestellt, so weiss ich zumeist nach einigen wenigen Takten, ob die Musik mich anspricht, unberührt lässt oder gar abstösst. Der „Filter“, den ich hier zwischen die Klänge am Empfänger und meine Empfindungen schalte, kann als persönliche Musikerfahrung umschrieben werden. Es sind meine verschiedenen Vorlieben und Abneigungen, die sich im Laufe vieler Jahre gebildet haben. Sie bestimmen, ob ich gleich auf den nächsten Sender weiterdrehe, oder ob ich der erklingenden Musik meine Aufmerksamkeit widme.

Wohl noch weit differenzierter erfolgt dieser Prozess, wenn es sich beim Hörer um eine musikalisch gebildete Person handelt. Ein Organist wird zum Beispiel Mühe haben, sich für eine Orgelsonate von J. S. Bach voll zu öffnen, wenn diese seinem Empfinden nach zu rasch gespielt wird.

Was wir hier als alltägliche „Filter“ bezeichnen, hat G. W. F. Hegel in seinen Vorlesungen über Ästhetik (1832-1845) bereits ansatzweise erwähnt, ohne ihnen allerdings in seinem System einen bedeutenden Platz einzuräumen. Hegel unterscheidet zwischen eher unterhaltender Musik, bei der man sich einfach den Klängen ohne tieferen Gehalt hingibt, und der Wahrnehmung der Spezialisten, der den musikalischen Aufbau eines Werkes verstandesmäßig analysiert, ohne sich in seinem Innern berühren zu lassen. Dazu Hegel (1970, 154): *„Wenn nämlich der Musik ein tieferer Inhalt oder überhaupt ein seelenvollerer Ausdruck abgeht, so kann es geschehen, dass wir uns einerseits ohne weitere innere Bewegung an dem bloss sinnlichen Klang und Wohllaut erfreuen oder auf der anderen Seite mit den Betrachtungen des Verstandes den harmonischen und melodischen Verlauf verfolgen, von welchen das innere Gemüt nicht weiter berührt und fortgeführt wird. Ja es gibt bei der Musik vornehmlich eine solche blosser Verstandesanalyse, für welche im Kunstwerk nichts anderes vorhanden ist als die Geschicklichkeit eines virtuoson Machwerks.“* Die eigentliche Wirkung der Musik erfolgt nach Hegel (S.154) unabhängig von diesen „Filtern“: *„Indem nun der musikalische Ausdruck das Innere selbst, den inneren Sinn der Sache und Empfindung zu seinem Gehalt ... hat, so dringt sie (die Musik, M.H.) mit ihren Bewegungen unmittelbar in den inneren Sitz aller Bewegungen der Seele ein. Sie befängt daher das Bewusstsein, das (im Gegensatz zur Bildhauerei oder Malerei, M.H.) keinem Objekt mehr gegenübersteht und im Verlust dieser Freiheit von dem fortflutenden Strom der Töne selber fortgerissen wird.“*

Der Unterschied zu den Prozessen, die wir im eigenen Alltag feststellen und den Ausführungen Hegels liegt darin, dass die von uns erwähnten „Filter“ immer wirksam sind. Das heisst, wir können uns nicht völlig unbefangen von den Klängen eines Musikwerkes „mitreissen“ lassen. Es sind immer gewisse Hürden vorhanden.

De la Motte-Haber (1982, 186ff.) hat diese Zusammenhänge aus neuerer Sicht beleuchtet. Sie kommt zum Schluss, dass die Idee, Musik sei die „Sprache der Gefühle“ im Sinne einer direkten Verknüpfung musikalischer Sequenzen mit bestimmten Gefühlen, nicht aufrecht erhalten werden kann: *„Nicht erregte Musik, sondern erregend empfundene Musik wirkt erregend.“* - *„Eine unmittelbar von aussen durch Musik bewirkte Zustandsänderung, die einem bedingten Reflex vergleichbar wäre, gibt es wahrscheinlich nicht, weil unsere physiologischen Reaktionen den Widerschein des Bewusstseins spiegeln.“* Ohne Bedeutungsanalyse, so De la Motte, entstünden keine Gefühle: *„Nimmt man grundsätzlich eine aktive Interpretation durch das Bewusstsein an, so heisst dies, dass Aufmerksamkeit, Gedächtnis, Urteilen und Denken für die Bildung eines Gefühls von Bedeutung sind. Was erfahren wird, muss, damit es näher bestimmt wird, eingeordnet und klassifiziert werden.“* (Vgl. auch Abele 1991)

Trotzdem! - Musik löst zwar, wie die Erfahrung im eigenen Alltag bestätigt, verschiedenartige Bewusstseinsvorgänge aus. Diese ordnen die Eindrücke und bestimmen unsere Reaktionen und Gefühle mit. Ist das aber alles? Geht bei dieser eher oberflächlichen Betrachtungsweise und der Konzentration auf das Offensichtliche nicht etwas Zentrales, nämlich das, was das eigentliche Erleben von Musik erst ermöglicht, verloren?

Ergänzen wir das zuvor geschilderte Beispiel: Ich drehe erneut am Radioempfänger. Plötzlich stosse ich neben viel Gewohntem und Üblichem auf unerwartete Klänge und Klangabfolgen. Meine Aufmerksamkeit steigert sich, ich warte gespannt auf die nächsten Klangfolgen. Ich gehe voll mit. - Das Stück geht zu Ende. Die Sprecherin klärt mich auf: Es war ein Werk des lettischen Komponisten Arvo Pärt.

Gewiss, man kann zu Recht argumentieren, dass bereits der Versuch, auch der misslungene, etwas in seinem musikalischen Gedächtnis einzuordnen, auf die Wirksamkeit von Bewusstseinsprozessen hinweist. Das Beispiel macht jedoch zugleich deutlich, dass neben dem ordnenden Suchen und Denken das Hören im Sinne eines „aktiven Vernehmens“ (Hans Kunz) den eigentlichen Prozess darstellt. Ein im Kerne aktive Vernehmen bleibt im Gegensatz zu den Prozessen des Ordnen und Einordnen im Hintergrund. Es gehört zu seinem Wesen, dass es auf anderes, in unserem Falle auf Töne und Klangabfolgen, gerichtet ist. Es wird deshalb bei Analysen von Wahrnehmungsprozessen zumeist vergessen. Deutlich fassbar wird dieser aktive Kern in besonderen Situationen, etwa wenn der Einordnungsprozess misslingt, die Faszination vom Gehörten oder Gesehenen aber weiter geht. Das im Kern aktive Vernehmen ist aber immer wirksam, auch dann, wenn wir ein Musikstück eingeordnet und so bestimmte „Hürden“ abgebaut haben und uns nun den Klängen voll hingeben.

Ordnetendes Denken bestimmt unsere Gefühle beim Hören von Musik bestimmt mit. Ja es kann die Momente aktiven Vernehmens durchaus auch stärken, kann sie aber auch verhindern. Die gefühlsmässig zentralen und tiefsten Momente des Musikerlebens erfolgen jedoch, so glaube ich, dann, wenn wir uns aktiv vernehmend den Klängen öffnen. (Vgl. zum Vorangehenden: Hüttenmoser 1982)

Mit diesen Bemerkungen haben wir im eigenen Alltag eine erste Spur auf der Suche nach einer Erklärung für die Ursachen der Macht der Musik verfolgt. Es handelt sich, so scheint mir, um eine „elementarische Macht“

(Hegel, 1970, 155), deren Wirkung zwar zumeist in viel Mitgewusstes und Mitempfundenes eingebettet ist, die uns aber zuinnerst ganz unmittelbar trifft und berührt.

Damit sind wir auf unserer Suche einen Schritt weiter, eine eigentliche Erklärung für die Macht der Musik haben wir aber noch nicht gefunden. Ein zweiter Anlauf soll uns weiterhelfen. Wie steht es mit der Genese der Macht der Musik im Leben des Kindes? Lässt sich etwas derartiges überhaupt feststellen?

II

Die Genese der Macht der Musik im Leben des Kindes

Man kann davon ausgehen, dass die Wirkungen, die Klänge und Rhythmen, kurz Musik im weitesten Sinne, auf Kinder ausüben, von Kind zu Kind stark unterschiedlich sind. Dies ergibt sich aus den vorangehenden Bemerkungen über die Wahrnehmung der Musik im Alltag und die dabei wirksam werdenden „Filter“. Trotzdem gibt es nur wenig Kinder, die für Musik überhaupt nicht empfänglich sind. Woran liegt das?

Wir wollen im folgenden einige Thesen formulieren und sie jeweils kurz erläutern. Eine Beweisführung wird nur teilweise möglich sein. Vieles bleibt der Überzeugungskraft der einzelnen These überlassen. Wir möchten vor allem Diskussionen auslösen und zur Gegenüberstellung mit eigenen Erfahrungen anregen.

1. Rhythmen, Klänge und Geräusche gewinnen bereits im vorgeburtlichen Leben eine zunehmende Bedeutung. Der Fötus wächst in einem Milieu heran, das wesentlich durch den Herzschlag, die Stimme und weitere Körpergeräusche der Mutter, aber auch durch Stimmen, Klänge und Geräusche von ausserhalb bestimmt ist.

Wir gehen davon aus, dass durch dieses rhythmisch-klanglich stark strukturierte Milieu eine erste Basis für die Musikempfindlichkeit des Kindes und des Menschen überhaupt gelegt ist.

Kommentar

Die neuere Forschung hat auf breiter Basis nachgewiesen, dass der Fötus das im Uterus herrschende rhythmisch-klangliche Milieu auch tatsächlich wahrnimmt. So stellt Gembris (1987, 134) zusammenfassend fest: *„Bereits im späteren Fötenstadium, etwa ab dem siebten Monat, ist das akustische System nahezu vollständig ausgebildet, so dass das Kind dann schon eine akustische Sensibilität besitzt. Bereits im Mutterleib ist es von Geräuschen umgeben. Neben dem mütterlichen Herzschlag und den Darmgeräuschen hört das Kind die mütterliche Stimme, denn das Skelett und die Körperflüssigkeit sind gute Schalleiter. Obwohl das Kind die Stimme der Mutter vor der Geburt vermutlich verzerrt kennengelernt hat, kann es sie nach der Geburt von andern Stimmen unterscheiden. Starker Schall pflanzt sich von aussen über Bauchdecke und Fruchtwasser zum Gehör des Kindes fort. Auf stärkere Schallreize in der Nähe der mütterlichen Bauchdecke kann das Kind ab siebten Monat mit Bewegungen reagieren...“*. Hollenweger (1988, 8) glaubt auf Grund anderer Untersuchungen festhalten zu können, dass Geräusche und Klänge vom Fötus schon viel früher, nämlich vom vierten Monat an wahrgenommen werden und sich laufend differenzieren: *„Die intrauterine akustische Umwelt ist sehr vielfältig, wird jedoch vom mütterlichen Herzschlag dominiert. Dieser ist Rhythmus und Ton zugleich und hat einen tiefgehenden Einfluss auf das postnatale Leben.“*

Es gibt eine grössere Zahl von Untersuchungen, die verschiedene Auswirkungen des pränatalen Lebens auf das Leben nach der Geburt untersucht haben. So scheinen nach Satt (1984) Föten Vorlieben für bestimmte Musik zu haben, nach Kolata (1984) werden von Säuglingen jene Wiegenlieder bevorzugt, die sie bereits vor der Geburt mitgehört haben. Musiker würden, so Gross (1982), der pränatalen Erfahrung mit Musik grosse Bedeutung zumessen.

Im vorliegenden Zusammenhang geht es nicht um derart weitgehende und nicht unbestrittene Auswirkungen, sondern allein um den Nachweis, dass Kinder in einem klanglich und rhythmisch intensiven Milieu heranwachsen und dies schon früh wahrnehmen. Dieser Tatbestand ist auf Grund der derzeitigen Forschungslage unangefochten.

Zusätzliches Gewicht erhält diese Feststellung, weil es sich dabei eigentlich um eine uralte und im Volksglauben tief verwurzelte Erkenntnis handelt, die erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts vergessen, respektive verdrängt wurde (Hüttenmoser 1988). Zu diesem Zeitpunkt wendet sich der alte Streit, ob ein Fötus schon wahrnehmen kann, respektive, ob die Mutter ihm bestimmte Wahrnehmungen vermitteln kann: Man hält dies nicht für möglich. *„Die Psychologie des Kindes beginnt erst mit der Geburt“*, schreibt Compayré (1900, 33), und diese Meinung bleibt für die folgenden Jahrzehnte mit wenigen Ausnahmen bestimmend. Dieser Meinungsumschwung der Forscher betraf in besonderer Weise auch für die auditive Wahrnehmung. Ver-

schiedene Kinderärzte und Forscher (Tiedemann, 1787; Kussmaul 1859; Preyer 1881; Genzmer 1882) stellten damals fest, dass das Neugeborene in den ersten Tagen nichts oder nur sehr schlecht höre. Obwohl bereits damals verschiedene Forscher diese Taubheit als „temporär“ bezeichneten, weil die Paukenhöhle noch mit Schleim und nicht mit Luft gefüllt sei (Preyer 1890, 58), glaubte einige von ihnen folgern zu müssen, dass der Fötus nicht hören könne.

Geht man jedoch noch weiter zurück, so herrschte allgemein die Überzeugung vor, dass der Fötus ein lebendiges Wesen sei, das schon über vielfältige Möglichkeiten der Wahrnehmung verfüge. So sagt etwa, um nur ein Beispiel zu nennen, im Neuen Testament Elisabeth anlässlich des Besuches von Maria (Mariä Heimsuchung): „Als der Klang deiner Stimme mir zu Ohren drang, da hüpfte das Kind in meinem Schosse vor Jubel auf“ (Lukas 1,44) In dieser Aussage kommt die damals verbreiteten Auffassung zum Ausdruck. Sie betrachtete zunächst die Mutter und das ungeborene Kind als eine Einheit, in der die Mutter dem Kind in ihrem Schoss verschiedene Wahrnehmungen vermittelt (Malebranche 1674). Später, vor allem durch Cabanis (1802), wurde auch die Meinung vertreten, dass das Kind selber als eigenständiges Wesen bereits im Uterus bestimmte Wahrnehmungen machen könne.

Ganz in diesem Sinne zeigten sich in alten Kulturen, etwa bei den Chinesen, Indern und später den Griechen verschiedene Philosophen besorgt um die Umgebung, in der sich schwangere Mütter befinden: Sie sollten, so ihr Rat, schöne Bilder betrachten und wohlklingende Musik hören. Diese Ansicht führte später zu Publikationen über Sinn und Bedeutung einer vorgeburtlichen Erziehung. (Welsenburg 1899, 19, erwähnt eine Publikation von Maffeo Vegio 1450; De Friarière schreibt 1856 ein umfangreiches Buch mit dem Titel „Education antérieure. Influences maternelles pendant la gestation sur les prédestinations morales et intellectuelles des enfants“. Das Thema löste heftige Diskussionen aus. Hauptpunkt: Gute Musik während der Schwangerschaft fördert die musikalische Begabung.)

Das Wohlbefinden der schwangeren Frau, nicht zuletzt auch im Sinne einer angenehmen akustisch-musikalischen Umgebung, ist nach einer alten Auffassung von grosser Bedeutung - neuere Forschung bestätigen sie (Hüttenmoser 1988). (Wir stossen hier auf ein weiteres Argument, um für die Mütter von heute endlich durch einen grosszügigen Schwangerschaftsurlaub und eine Mutterschaftsversicherung bessere Bedingungen zu schaffen).

2. Das Aufwachen des Fötus in einem von Klängen und Rhythmen geprägten Milieu findet eine Fortsetzung und Ausweitung nach der Geburt:

- a. Der Säugling produziert selbst Klänge und Geräusche, zumeist eng verknüpft mit Körperbewegungen und Tastempfindungen.**
- b. Der Säugling achtet schon früh auf Klänge und Musik und äussert dabei grosse Zufriedenheit.**
- c. Klänge und Rhythmen bestimmen die frühen Mutter-Kind-, respektive Erwachsenen-Kind-Interaktionen.**
- d. Das Erfassen von Klängen und Rhythmen bildet eine wichtige Grundlage für das Erlernen der Sprache.**

Kommentar

Das Spiel des Säuglings mit Klängen und dem eigenen Körper (2a)

Es ist nicht auszuschliessen, dass im pränatalen Stadium jenes Zusammenspiel zwischen Tast- und Bewegungsempfindungen und lautlichen Äusserungen einsetzt, die wir später beim Säugling beobachten können. Zumindest weiss man, dass Föten bereits am Daumen saugen. Was wir später beim Säugling an ausgedehnten und klanglich begleiteten Spielen mit dem eigenen Körper beobachten können, kann in diesem Sinne durchaus als eine Fortsetzung und Ausweitung, letzteres vor allem in klanglicher Hinsicht, von pränatal angebahnten Handlungen betrachtet werden. Bezeichnenderweise äussern Säuglinge bei diesen Spielen grosse Zufriedenheit. Vahle (1992, 106ff.) betont die enge Verbindung zum eigenen Körper beim Lallen: *„In ihm drückt sich die Zufriedenheit aus, satt zu sein, sich rundum wohl zu fühlen, von keinem schmerzlichen Bedürfnis gedrängt zu werden. Diese sinnliche Zufriedenheit motiviert jedoch häufig die Lust an der Lebendigkeit des eigenen Körpers und zwar insbesondere in der Atem- und Mundzone, die ja auch schon bei der Nahrungsaufnahme lustvoll aktiviert waren. (...) Mit dem Lallen wird beim Kind ein besonderes Klangerlebnis hervorgerufen. Es hört und erlebt seine eigene Stimme als Innenresonanz. In dieser stimmlichen Selbsterfahrung gibt es noch keine Trennung zwischen Musiker und Musikinstrument, zwischen Musikmachen und Musikhören. Alles wird im eigenen Körper bewirkt und erfahren.“*

Frühe Wahrnehmung von Musik (2b)

Neben der Eigenproduktion von Geräuschen und Klängen achtet der Säugling schon früh auf Musik. Dies wird übereinstimmend von verschiedenen älteren Autoren, die die Entwicklung der Kinder nach der Geburt aufmerksam beobachtet und protokolliert haben, vermerkt (ausführlich zusammengestellt bei Schünemann 1930). Wir greifen hier aus den vielen tagebuchartigen Beschreibungen das Beispiel von W. Preyer (1890, 66) heraus: *„Für Töne, vielleicht auch für Melodien, scheint bereits eine grosse Empfänglichkeit vorhanden zu sein, denn den Ausdruck höchster Befriedigung gewahrt man im Gesicht des Kindes, wenn seine Mutter es durch leise gesungene Wiegenlieder beruhigt. Auch ist bemerkenswert, dass selbst wenn es vor Hunger schreit, ein leiser Sing-Sang eine Pause im Schreien und Aufmerken zur Folge hat. Sprechen bewirkt dies keineswegs jedesmal.- In der achten Woche hörte der Säugling zum ersten Male Musik und zwar Clavierspielen. Er bekundete durch eine ungewöhnliche Spannung im Auge und lebhaftere Bewegungen der Arme und Beine bei jedem Forte sowie durch Lachen und Lächeln seine Befriedigung über die neue Empfindung. Die höheren und leiseren Töne machten keinen solchen Eindruck. Diese Freude über Musik gab sich jedesmal in den folgenden Monaten in ähnlicher Weise zu erkennen, woraus folgt, dass mehr als ein Jahr vor dem ersten unvollkommenen Sprechbeginn die Unterscheidung der Klänge und Geräusche vorhanden ist.“*

Diese frühen Beobachtungen wurden von der neueren Forschung bestätigt. Wir zitieren aus den Ausführungen von Gembris (1987, 134), aus denen ein starker Zusammenhang zwischen vor- und nachgeburtlichen Hörerfahrungen deutlich hervorgeht: *„Eine Umgebung mit Klängen scheint das Kind mehr zu lieben als Schweigen (Shuter-Dyson/ Gabriel 1981, 194). Schon in den ersten 24 bzw. 48 Stunden nach der Geburt reagiert das Neugeborene einer Untersuchung von Spiegler (1967) zufolge auf rhythmische bzw. unrythmische Clicks und Herzschlaggeräusche. Daraus kann man schliessen, dass der Säugling dann schon rhythmische und unrythmische Reizmuster unterscheiden kann. Das hängt, wie Spiegler (1967) meint, wahrscheinlich damit zusammen, dass das Kind vor der Geburt an rhythmische Umgebungsreize gewöhnt ist.“*

Es besteht eine grössere Zahl weiterer Untersuchungen, die aufzeigen, wie sich die Aufnahmefähigkeit des Säuglings in bezug auf Klänge und Melodien in der Folgezeit differenziert. Wichtig für unsere Fragestellung ist jedoch vorerst nur der Nachweis, dass der Säugling, mit gewissen Einschränkungen, unmittelbar von der Geburt an Klänge und Rhythmen wahrnimmt und dass dies als Fortsetzung und Ausdifferenzierung vorgeburtlicher auditiver Erfahrungen zu verstehen ist.

Zur frühen Mutter-Kind- und Erwachsenen-Kind-Interaktion (2c)

Von besonderer Bedeutung erweisen sich Geräusche, Klänge und Rhythmen in der nachgeburtlichen Zeit für Interaktionen, insbesondere jene mit der Mutter. Da, wie bereits erwähnt, der Säugling die Stimme der Mutter von Anfang an kennt, überrascht es nicht, dass er besonders gut auf den Klang ihrer Stimme reagiert, etwa wenn sie ihn durch Lieder oder Laute beruhigen will (dazu das vorangehende Zitat von Preyer).

Eltern machen sich die Bereitschaft des Säuglings, auf Klänge und Geräusche zu reagieren, spontan zunutze, um sich seine Aufmerksamkeit zu sichern und mit ihm in Interaktion zu treten. Klänge und Geräusche fügen sich nunmehr in ein komplexes Gefüge von Zu- und Abwendung, von Blickkontakten und Bewegungsabläufen ein.

Wie Eltern mit Säuglingen unter besonderem Einbezug klanglicher Elemente interagieren, hat das Forscher-ehepaar Papousek und Papousek eingehend analysiert (1990, 525; vgl. auch die Ausführungen von Stadler Elmer in diesem Heft): *„Die Eltern benutzen kuckucksartige Melodien, wenn sie sich um den Blickkontakt mit dem Kind bemühen, ansteigende Melodien in hoher Stimmlage, wenn sie zu Verbalisierungen oder zu andern Formen aktiver Teilnahme am Dialog anregen wollen; glockenförmige Melodien, wenn sie das Kind für ein Lächeln oder für kleine Entwicklungsfortschritte in Vokalisation oder Motorik belohnen; abfallende Melodien in langsamem Tempo und dunkler Stimme, wenn sie ihr übererregtes oder schreiendes Kind beruhigen oder trösten.“*

Während Papousek und Papousek den Anteil der Eltern an der frühen Interaktion genauer analysierten, betont Stern (1992) die Gegenseitigkeit der Interaktionen. Dass Ganze verlaufe als eine Art „Ballett“, an dem das Kind dank seiner spontanen klanglichen Äusserungen und Rückmeldungen einen bedeutenden Anteil habe.

Unmittelbar im Zusammenhang mit den frühen Eltern-Kind-Interaktionen steht auch - zumindest in der älteren Tradition - eine grössere Zahl von Singspielen, die mit Berührung und Bewegung verbunden sind. Bereits Ploss (1912, 20ff.) hat die Texte zu Liedern gesammelt, die sich auf Spiele mit den verschiedenen Körperteilen des Säuglings beziehen.

Papousek und Papousek (1990, 526) schreiben in bezug auf diese Spiele: „Schon vom dritten bis vierten Monat an machen die Eltern das Kind mit selbst erfundenen oder überlieferten Interaktionsspielchen vertraut (...). Auch die frühen Spielchen lassen auffallend ähnliche Strukturen erkennen. Ein bestimmter Verhaltensablauf mit einem aufregenden Höhepunkt wird mit leichten Variationen wiederholt und dadurch für das Kind allmählich vertraut und voraussagbar. Die Struktur vieler Spielchen (...) wird gewöhnlich von typischen Melodien mit zunehmender Intensität und Rhythmen unterstrichen: ansteigende, erregungssteigernde Melodie mit zunehmender Intensität, gefolgt von einer erwartungssteigernden Pause und einer rasch abfallenden Melodie, in der sich die Spannung in gemeinsamem Lachen wieder entlädt. (...) Bei den häufigen Kitzelspielchen wandert die Mutter zum Beispiel mit den Fingern am Körper des Kindes entlang in Richtung zu den Achselhöhlen, mit der erwarteten Absicht zu kitzeln. Die gespannte Erwartung des Kindes entlädt sich nicht selten bereits vor dem Kitzeln, da das Kind die Erfüllung seiner Erwartungen voraussieht. In den Pausen lädt das Kind mit Blick und Stimme zur Wiederholung des Spielchens ein.“

In bezug auf unsere Fragestellung heisst dies: Klangliche und rhythmische Elemente, die in der pränatalen Zeit ihre Wurzeln haben, bilden eine wesentliche Grundlage der frühen Interaktionen und Eltern-Kind-Spiele. Diese verstärken und verfeinern laufend die auditiven Fähigkeiten und die Möglichkeiten des Säuglings, sich klanglich zu äussern. Ursprüngliche Fähigkeiten werden im nachgeburtlichen Milieu aktiviert und dank dem starken Einbezug des Körpers des Säuglings wieder in eine dem vorgeburtlichen Leben vergleichbare Einheit zurückgeführt. Vergleichbar mit der vorgeburtlichen Zeit ist deshalb auch die Grundstimmung ursprünglicher Geborgenheit.

Klänge und Rhythmen als Grundlage für das Erlernen der Sprache (2d)

Die Differenzierungen der klanglichen Äusserungen des Kindes führen allmählich an die menschliche Sprache heran. In diesem Zusammenhang sei an die Ausführungen J. G. Herders in seiner „Abhandlung über den Ursprung der Sprache“ (1770) erinnert. Herder war, in Anlehnung an ältere griechische Traditionen und an Autoren wie J.J. Rousseau und E.B. de Condillac, der Überzeugung, dass die Sprache ihren Ursprung in Klängen, in Ausdruckslauten habe, wie sie von Tieren oder vom Säugling und allgemein vom Menschen geäussert werden.

Das Herauswachsen der Sprache aus den frühen klanglichen Elementen, die in ganzheitlichen Situationen erlebt werden, findet in verschiedenen neueren Forschungsarbeiten eine Bestätigung (Papousek und Papousek 1991, Stern 1992, Vahle 1994).

Auch die Analyse der Sprache verweist auf diese Ursprünge zurück, insbesondere wenn die klanglichen Elemente der Sprache - die Sprachmelodie, Reime, Lyrik - vermehrt beachtet werden. So schrieb Hans Kunz (1940, 105) in einer psychologischen Studie über die Zärtlichkeit: „Einen breiten Raum nimmt die Sprache ein, sowohl bei den mütterlichen wie bei den in Geschlechtsbeziehungen eingelagerten Liebkosungen. Jeder weiss, dass in den Worten der Zärtlichkeit keine Weisheiten verkündet zu werden pflegen; auf den ausserhalb der Situation stehenden Zuhörer wirken ihre Belanglosigkeiten und Dummheiten lächerlich. Allein offenbar kommt es hierbei - wie die Wirkungen auf kleine Kinder und Tiere überzeugend zeigen - gar nicht auf die Gescheitheit dessen an, was gesagt wird; das Wesentliche ist die Melodie der Sprache. Daher sind Musik und Lyrik ein so geeignetes Ausdrucksmittel der zärtlichen Stimmung. In jener, der Sprachmelodie, klingt das Behütende, Bergende, Umhüllende, Bestätigende durch und wird für den andern vernehmbar. Der Zärtlichkeit als einem inneren Zustand und dem Zarten als gegenständlicher Beschaffenheit ist das Leise, still Dahinströmende der hörbaren verbalen Äusserung zugeordnet.“

Genese der Macht der Musik: Zusammenfassung

Die Geburt ist keinen „Bruch“ mit dem Vorangegangenen und bedeutet in vielem auch keinen Neuanfang. Das vor- und nachgeburtliche Leben steht unter dem Zeichen von „Entwicklung und Kontinuität“. Einer der wenigen Autoren, der diese Meinung, seiner Zeit entgegen, schon 1940 (104) hervorhob, war der Luzerner Kinderarzt F. Stirnimann: „Fassen wir die Ergebnisse aller Untersuchungen zusammen, so erhalten wir ein ganz anderes Bild vom neugeborenen Kind. Hinter dem Wesen, das schläft und saugt, hie und da durch Schreien belästigt, steckt eben der werdende Mensch in allen seinen Anlagen. Die Seele ist in ihrer Kompliziertheit schon da und ist kein Trugbild, das erst nach der Geburt durch Wechselwirkung von Körper, vor allem dessen Nervensystem, mit der Aussenwelt entsteht. Es gibt keine postnatale Psychogenese, nur eine Entwicklung. Selbst die höchste seelische Fähigkeit, der Intellekt, ist als Anlage bereits da; sonst könnte das Neugeborene nicht schon, wenn auch selten, seine Erfahrungen verwerten.“

Das Merkmal Kontinuität gilt, wie wir aufgezeigt haben, in ganz besonderem Ausmass für alles, was das Hören, das Erleben von Klängen und Rhythmen betrifft. Die tiefe Verwurzelung des klanglichen

und rhythmischen Erlebens im vorgeburtlichen Leben und dessen kontinuierliche Weiterentwicklung in der nachgeburtlichen Zeit sind nun unserer Meinung die eigentliche Ursache dafür, dass Kinder und, sofern die entsprechenden Fähigkeiten nicht konsequent unterdrückt werden, auch Erwachsene von Klängen und Rhythmen, von Musik tief und unmittelbar beeindruckbar sind. Die Macht der Musik wurzelt in der menschlichen Natur.

Da das Kind praktisch von Anfang an empfänglich ist, besteht auch eine starke und tiefe Vernetzung mit vielen späteren Entwicklungen, etwa mit dem Erlernen der Sprache usw. Karl-Heinz Zarius (1985, 18ff.) hat die vielfältigen Zusammenhänge eindrücklich beschrieben:

"Der erlebende, begreifende, gestaltende Kontakt des Kindes zur Wirklichkeit umfasst in besonderem Masse auch deren klingende Erscheinung. Das Kind erlebt die Welt schon vor seiner Geburt als tönend, sei es im beruhigenden, Geborgenheit vermittelnden oder auch erregten Herzschlag der Mutter, sei es im fremden, von aussen reizvoll oder beunruhigend eindringenden Schall der Umgebung. Säugling und Kleinkind erfreuen sich an Klängen und Geräuschen, vor allem den selbsterzeugten, nehmen mit der Welt akustischen Kontakt auf und ordnen ihren Lebensraum nach dem Tönen der Menschen und Dinge. Klänge orientieren, informieren, geben Sicherheit, warnen, beunruhigen, trösten, regen an, erfreuen, machen neugierig, lösen instrumentale oder vokale Reaktionen aus. Klang begleitet in innigster Verbindung die Entwicklung des Kindes, ist eine Erscheinungsform seines Lebens. Unter bestimmten anregenden Umständen wendet das Kind dem Klingen und Tönen seine Neugier und Aufmerksamkeit in besonderem Masse zu: wenn es von einem Klang oder vom Klangerzeuger selbst fasziniert ist, wenn der Klang Erinnerungen oder Empfindungen weckt oder begleitet, wenn die Aktion der Klangproduktion dem Bewegungsdrang entgegenkommt, wenn die Klänge das Körper- und Bewegungsempfinden reizen. Die lustvolle Einheit von Gefühl, Körper und Klang gibt dem unwillkürlichen oder nur funktionalen Umgang mit Tönendem etwas spezifisch Musikalisches, eine eigene, den körperlich-seelischen Zusammenhang betonende Qualität, deren beglückendes Erlebnis das Kind zu wiederholen trachtet. Erforschende Erschliessung und Eroberung der Umwelt und genussvolles Erleben der eigenen Identität, handelnd und gestaltend in der Welt und zeitlos geborgen bei sich sein, sind die Pole kindlichen Musikverhaltens, wie sie auch das allgemeine Verhalten des Kindes bestimmen. Verglichen aber mit diesen allgemeinen Verhaltensmerkmalen deutet einiges darauf hin, dass das Musik-Erleben Komplexe des Denkens, Empfindens und Tuns in einer Weise vereinen, in ein gemeinsames Zentrum führen und damit die Desintegration der Persönlichkeit aufheben kann, wie dies in keinem anderen Bereich menschlichen Handelns möglich ist."

III

Brüche, Gefahren und Folgerungen

Unsere Ausführungen beschränkten sich bis anhin auf die vorgeburtliche Zeit und die ersten Lebensjahre des Kindes. Wir möchten noch auf einige weitere Entwicklungen und Probleme hinweisen.

1. Prozesse der Loslösung

Klänge und Rhythmen bilden in der beschriebenen ersten Zeit eine Einheit mit dem Sich-Bewegen, Fühlen und Tun. Dies gilt für den Fötus wie für den Säugling. Musik und alle Vorstufen dazu sind voll ins Leben und ins leibliche Sein integriert. Gehen wir nun einen Schritt weiter und beobachten, wie die eigentliche Musik, das heisst ein Lied oder eine Melodie, ins Leben des Kindes eindringt, so beobachten wir zunächst eine Art Bruch.

Lieder sind primär etwas, das wir aus unseren kulturellen Überlieferung an das Kind herantragen. Im Gegensatz zu den Klängen und "Melodien", die unmittelbar aus gemeinsamen Interaktionen herauswachsen, müssen wir sie dem Kind vermitteln.

In diesem Sinne stellen wir für die weitere Entwicklung im „musikalischen Leben“ des Kindes folgende „Brüche“ fest:

- a. Die spontane gemeinsame und eigenständige Klangproduktion wird im Laufe der Zeit weitgehend durch Lieder oder instrumentale Melodien abgelöst.**
- b. Bei diesem Prozess besteht die Tendenz, dass sich die Lied- und Musikproduktion allzu stark aus dem alltäglichen Handeln und jener ursprünglich körperlich-geistigen Einheit, wie sie für die frühe**

Zeit typisch ist, herauslöst. Es besteht die Gefahr, dass sich Musik im spätern Leben des Kindes zu etwas Künstlichem und Aufgesetztem entwickelt.

- c. Noch grösser ist allerdings die Gefahr, dass die Musik nicht nur aus dem ursprünglichen Zusammenhang herauslöst, sondern dass sie nach den ersten Lebensmonaten, insbesondere mit der ständig zunehmenden Konzentration auf die sprachliche Entwicklung, ganz aus dem Leben des Kindes verschwindet. Mit zunehmendem sprachlichen Verständnis ist es nicht mehr nötig, sich mit Gesten, Mimik, Klängen und Rhythmen zu verständigen. Die Sprache beginnt die Musik zu verdrängen.**

Was die Ablösung der spontanen individuellen und gemeinsamen Klangproduktion durch das Singen von Liedern oder das Reproduzieren von Melodien auf Instrumenten betrifft (Punkt a und b), so ist dieser Prozess auch als Chance für weitere Entwicklungen zu sehen. Es ist durchaus sinnvoll, das Kind schon früh an Lieder und einfache, auf Instrumenten gespielte Melodien heranzuführen. Dabei darf jedoch die ursprüngliche Einheit von Klang, Bewegung, Körperempfinden und Gefühl nicht verloren gehen. Musik darf nicht zu etwas Künstlichem, dem Leben Aufgesetztem werden. Es ist ausserordentlich wichtig, Lieder und Melodien immer wieder in das ganzheitliche individuelle und gemeinsame Tun zurückzuführen. In der Volkskultur sind uns diesbezüglich eine Fülle musikalischer Formen überliefert, die genau diese Lücke füllen und das Einbetten des Singens und Musizierens in den alltäglichen Handlungskontext erleichtern. Wir meinen damit Lieder und Musik zu Tänzchen, Reigen, Kniereiterlieder und -verse und mit andern Spielen fest verknüpfte Musik.

In unserer Gesellschaft stellen wir leider eine gegenteilige Entwicklung fest (Punkt c). Dieser liegt einerseits in der Sache begründet - es bedarf einiger Anstrengung, um das überlieferte Liedgut in den Alltag zu integrieren -, andererseits wird sie durch verschiedene gesellschaftliche Bedingungen verstärkt.

Diese Entwicklung ist nicht neu. Bereits Heinrich Pestalozzi hat sie festgestellt: *„Mit Gesang schläfert die Mutter den Säugling ein, aber wir halten der Natur in nichts, auch hierin nicht Fuss. Das Kind ist kaum jährling, so verstummt der Gesang seiner Mutter; sie ist im allgemeinen für das entwöhnte Kind nicht mehr Mutter; sie ist für ihn's wie für alle nur eine zerstreute, überladene Frau. Ach es ist so! Dass die Jahrhunderte der Kunst uns noch nicht einmal dahingebracht haben, an den Ammengesang für die Säuglinge eine Stufenfolge von Nationalgesängen anzuketten, die auch in den Hütten des Volkes sich vom sanften Wiegengesang bis zum hohen Gesang der Gottesverehrung erheben würden. Doch ich kann diese Lücke nicht ausfüllen, ich muss sie nur berühren.“* (zit. nach Heise et al. 1973, 12)

Dass Pestalozzi nebst dem Hinweis auf das Fehlen von geeignetem Liedgut vor allem die Mutter dafür verantwortlich macht, ist aus seiner Zeit zu verstehen und braucht hier nicht diskutiert zu werden. Es genügt festzustellen, dass der Bruch zwischen der frühen Säuglingszeit und der nachfolgenden „Sprachzeit“ auch heute in sehr ausgeprägter Form besteht. Männer wie Frauen, aber auch die fehlende, respektive spät einsetzende musikalische Früherziehung und ebenso so die verschiedenen Medien, die als Hintergrund-sound den Familienalltag von heute füllen, haben die Verantwortung dafür zu übernehmen.

Was die Ablösung der Gesten, Mimik, Laute und Klänge durch die Sprache als Verständigungsmittel betrifft, so ist diese gewiss notwendig. Sie erfolgt jedoch vielfach allzu radikal. Es ist ja weit einfacher, zu sagen „Schlaf jetzt!“, als dem Kind ein Wiegenlied zu singen. Wenn parallel zur Ausdifferenzierung der Sprache die klanglichen Betätigungen der Kinder verkümmern, so besteht die Gefahr, dass auch die klanglichen Möglichkeiten der Sprache, die Sprachmelodie und somit die gefühlsmässige Ausdruckskraft der Sprache keine echte Förderung erfahren.

2. Prozesse der Strukturierung

Wir haben im ersten Teil unserer Ausführungen über die alltägliche Wahrnehmung von Musik darauf hingewiesen, dass diese einerseits auf einer grundsätzlichen Fähigkeit aktiven Vernehmens und andererseits auf einer durch verschiedene Bewusstseinsinhalte gefilterten Wahrnehmung beruht. Beide Aspekte sind eng miteinander verknüpft, so dass man am ehesten von einem Wahrnehmungsprozess sprechen kann, der von einem "im Kerne aktiven Vernehmen" ausgeht.

Die grundsätzliche Fähigkeit, aufzuhorchen und hinzuhören (aktive Rezeptivität), ist, wie wir im zweiten Teil der Ausführungen gezeigt haben, tief im menschlichen Wesen verankert. Trotz dieser Verankerung besteht die grosse Gefahr, dass dieser Kern überdeckt wird und die Fähigkeit aktiven Zuhörens verkümmert. Es gibt nun im Alltag der Familie, des Kindergartens und der Schule eine Fülle von Gelegenheiten, Bereitschaft und Fähigkeit des Kindes zum intensiven und offenen Zuhören zu fördern, und sei dies zu Beginn auch nur, dass ein Kind verschiedene Pfannendeckel aufgrund ihres Klanges voneinander unterscheiden lernt...

Bereits beim Säugling verbinden sich Geräusche und Klänge im Laufe der ersten Monate mit bestimmten Bedeutungsgehalten. Man denke etwa an die Geräusche und Klänge, die die Mutter verursacht, wenn sie

sich vorbereitet, um ihr Kind zu stillen. Die „Filter“ und Verknüpfungen unterliegen ständigen Veränderungen, Ausweitungen und Einengungen. Wohin der Prozess schliesslich führt, bleibt offen. Es wäre auch falsch, ständig zu intervenieren, um ein Kind nach eigenen Wünschen und Vorstellungen, zum Beispiel ganz auf „klassische Musik“, zu trimmen. Gefragt sind Offenheit und intensives Eingehen auf verschiedene Klanginhalte und Ausrichtungen.

Musik wirkt. Sie hat Macht und nimmt unsere Wahrnehmung gefangen. Daraus leitet sich direkt ab, dass Eltern und Erzieher im Alltag strukturierend eingreifen müssen. So darf der Familienalltag nicht einfach willkürlich mit irgendwelchem Sound vollgestopft werden. Wir müssen ihn in Phasen des intensiven Zuhörens, des aktiven Produzierens und der Ruhe gliedern. Ein wildes musikalisches Durcheinander, wie es zum Teil von unseren Medien geboten wird, verhindert nicht nur das Entstehen sinnvoller „Filter“, sondern zerstört letztlich auch die Fähigkeit, intensiv zuzuhören.

Das Stichwort „strukturieren“ gilt für die Musikproduktion der Kinder nicht nur in zeitlicher, sondern auch in inhaltlicher Hinsicht.

So ist es wichtig, als Erzieher auf das zu hören, was Kinder an Geräuschen, Klängen und Melodien produzieren. Die gemeinsame Freude über eine vom Kind gefundene Klangabfolge, über ein spontan erfundenes Lied führt zu Wiederholungen und zur Vertiefung der Klangabfolge. Dies bietet wiederum Ansatzpunkte zur gemeinsamen Improvisation, und so können auch gemeinsam erlernte Lieder in den Alltag integriert werden.

Neuere Bestrebungen im Kindergarten oder in der Krippe, die der spontanen Klang- und Liedproduktionen der Kinder vermehrt Beachtung schenken und als Ansatzpunkte für den weiterführenden Unterricht verwenden (Gauster 1982), bilden eine zwar anspruchsvolle, aber wichtige Entwicklung. Im Kanton Zürich ist vor kurzem ein Lehrmittel unter dem Titel „An der Quelle lauschen“ erschienen (Unteregger-Mattenberger et al. 1994), das erfreulicherweise auf dieser Linie liegt. Was die Aufgabe der Eltern betrifft, so stehen hier gewiss viele von ihnen an einer Grenze, die sie überfordert. Hier müsste die musikalische Früherziehung einsetzen und Eltern sollten im Rahmen von Säuglingskursen und generell in der Elternbildung vermehrt auf die grosse Bedeutung von Klängen und von Musik aufmerksam gemacht werden und Anregungen erhalten.

Eine strukturierende Hilfe braucht das Kind jedoch auch in bezug auf die Wahl der verfügbaren Musikinstrumente oder Tonträger. Auch hier gilt es, im Blick auf die Aufnahmebereitschaft des Kindes für Musik dafür zu sorgen, dass es nicht von der Fülle von Möglichkeiten erdrückt wird. Als stark eingreifendes und nicht unbestrittenes Mittel kann in diesem Zusammenhang der Einsatz pentatonischer Instrumente erwähnt werden, wie er etwa in der Pädagogik von Rudolf Steiner (z.B. 1922; vgl. Blerch 1988; Jacob 1988) fest verankert ist. Ein gutes Beispiel für einen sinnvollen Einsatz pentatonischer Instrumente beschreibt das erwähnte neue Lehrmittel des Kantons Zürich (Unteregger-Mattenberger et. al. 1994, 68ff):

Dialog mit dem Metallophon

Auf dem Band hört man oft und oft leise, ruhige Metallophonklänge. Die einheitliche Spielweise und die melodische Eigenart lassen schliessen, dass es sich immer um das gleiche Lied handelt. Die einzelnen Phasen sind unterschiedlich lang, weisen kleinere oder auch grössere Unterbrechungen auf. Aber das Kind kehrt immer wieder zum selben Gedanken, zum selben Ort zurück. Es ist eine unendliche Geschichte in Tönen auf kleinstem Raum. Spaziergänge eines „Einsamen“ im sauber aufgeräumten Garten der Pentatonik. Für das Kind ist dieses geordnete Tonmaterial wie eine erwachsene Person, mit der es reden kann, die es ausfragen kann. Es beklopft und belauscht eine Ordnung, die es noch nicht kennt und versteht. Es ist wie ein Spiel mit geformtem, genormtem Material, mit Teilen, die sich zu geometrischen Figuren zusammensetzen lassen und zu immer neuem Suchen nach Formen anregen. Es bringt diese Tonordnung immer wieder zum Klingen, nicht herrisch oder ungeduldig drängend wie die trommelnden Kinder, aber neugierig, stauend und wach. Fast immer fängt es mit dem gleichen Motiv an, an derselben Stelle, in der gleichen Weise, wie eine Zauberformel, die ihm eine Tür öffnet. Und dann beginnt der Spaziergang im Tongarten. Es geht hin und her, umkreist bald diesen, bald jenen Punkt, als ob es den Ton wie eine Blume betrachtet und beriechen wollte. Durch diese „Betrachtungen“ oder besser „Belauschungen“ bestimmt es das musikalische Ziel, und auf diese Art wechselt es auch das Ziel. Es hat keine Ahnung, dass dies eine sehr, sehr alte Musizierweise ist. Es findet sie zufällig, das Material suggeriert sie ihm. Unbewusst profitiert es von den Erkenntnissen des grossen Pythagoras und vielen anderen. Die einzelnen Ansätze sind von unterschiedlicher Länge, weisen Wiederholung, Verlängerung, auch Symmetrie und Spiegelung auf. (...) Dies ist nun nicht einfach das Üben einer manuellen Fertigkeit, es ist ein von innen gelenkter Dialog mit dem Material, in welchem das Kind tastend und neugierig fragt und das Material antwortet. Das Lauschen ist das Band, das die beiden verbindet, und in dieser Verbindung fällt der ganze Rummel der Umgebung ab. Das Kind ist allein in seinem kleinen Tongarten, glücklich, versunken, nicht störrisch, so wie Maria Montessori das ins Spiel versunkene Kind beschreibt.

Die Verwendung pentatonischer Instrumente bildet allerdings - im vorangehend geschilderten Beispiel, standen auch andere Instrumente zur Verfügung - nur eine Möglichkeit unter vielen, strukturierend einzugreifen. Hier muss wohl jeder Erzieher seinen eigenen Weg erproben und erfinden.

3. Der Missbrauch der Macht der Musik

Die grosse Empfänglichkeit der menschlichen Natur für Klänge und Rhythmen und die besondere Anfälligkeit der Kinder, bei denen sich noch keine festen, in gewissem Sinne auch schützende „Filter“ ausgebildet haben, macht die Musik zu einem beliebten Instrument der Fremdsteuerung.

Die Geschichte, auch die jüngere Vergangenheit vor dem Zweiten Weltkrieg, bildet diesbezüglich eine anschauliche Lektion (dazu der Beitrag von Noll im vorliegenden Heft). Die Grenzen zwischen der Verwendung der Musik zu erziehenden, therapeutischen oder manipulativen Zwecken sind dabei fließend. Geradezu naiv wirkt etwa die Aufforderung von Johann Georg Sulzer in seiner „Allgemeinen Theorie der Schönen Künste“ (1793) an die herrschenden Politiker, sie sollten die Musik besser für ihre Zwecke nutzen. Nachdem Sulzer die verschiedenen Wirkungen der Musik, insbesondere in bezug auf die Bildung der Sitten und des Nationalcharakters in lebhaften Farben geschildert hat, kommt er zu folgendem Schluss: *„Aus all diesen Anmerkungen folget, dass diese göttliche Kunst von der Politik zu Ausführung der wichtigsten Geschäfte könnte zu Hilfe gerufen werden. Was für ein unbegreiflicher Frevel, dass sie bloss als ein Zeitvertreib müssiger Menschen angesehen wird. Braucht man mehr als dieses, um zu beweisen, dass ein Zeitalter reich an Wissenschaft und mechanischen Künsten oder an Werken des Witzes und sehr arm an gesunder Vernunft sein könnte?“* (S.434)

Nun hat in der heutigen Gesellschaft die Bedeutung der Musik zum Missbrauch zu politischen Zwecken an Bedeutung verloren. (Genauer zu untersuchen wäre allerdings ihre Rolle im Rahmen neuer extremer Gruppierungen religiöser und politischer Art.) Ihr Missbrauch ist aber nicht verschwunden, sondern nur abgelöst wurde durch eine neue, ebenso gefährliche, wenn letztlich nicht gefährlichere Art der Manipulation: Wir meinen den Einsatz von Geräuschen, Klängen, Melodien und Rhythmen in Warenhäusern, in der Werbung, insbesondere in Werbespots am Fernsehen.

In den täglichen Werbespots des Fernsehen werden bewusst und unbewusst bereits Kleinkinder mit rhythmisch-klanglich gegliederten Bild-Toneinheiten konfrontiert, denen sie auf Grund seiner Offenheit weitgehend ausgeliefert sind. Wer sich je einen Werbespot ohne den dazugehörenden Sound angesehen hat, weiss, welche Wirkung ihm die „Begleitmusik“ vermittelt. Die in Werbespots angestrebte Botschaft kommt bei den Kindern (und vielen Erwachsenen) an und löst, gleich ob nun Kaugummis, Spielsachen oder Motorfahrzeuge angepriesen werden, Besitzwünsche aus. Gefährlich sind dabei weniger einzelne Werbespots, sondern deren Fülle, das heisst die kontinuierliche Berieselung der Kinder mit Werbespots und der mit ihnen musikalisch-rhythmisch vermittelten Grundeinstellung des Besitzen-Wollens und des Konsums. Kinder, die über Jahre hinweg regelmässig mit diesen Mitteln bearbeitet werden, laufen Gefahr, sofern nicht sehr starke Gegenkräfte wirksam werden, als „Konsumtrottel“, das heisst als durch und durch von Besitz und Konsum abhängige Menschen zu enden. Die Musik leistet dazu einen wesentlichen Beitrag.

Man kann nun gewiss argumentieren, dass auch hier das strukturierende Eingreifen der Eltern im Alltag notwendig sei. Das ist unabdingbar, aber es genügt nicht. Die Medien und insbesondere das Fernsehen sind derart verbreitet, dass sie die Kinder überall erreichen. Hat es zu Hause keinen Fernseher, so hat es bei den Nachbarskindern oder der Grossmutter einen, oder die Konsumeinstellungen werden in der Kindergruppe vermittelt. Das elterliche Eingreifen allein genügt nicht. Es braucht auch politisches Handeln. Das heisst, wie wir dies bereits früher gefordert haben (Hüttenmoser 1990): Werbespots müssen aus dem Vorabendprogramm, zumindest aber aus dem unmittelbaren Umfeld der Kindersendungen verschwinden.

Die Musik, ihre Macht beruht auf einer Ansprechbarkeit für Klänge und Rhythmen, die von Anfang an im Menschen verwurzelt sind. Dies zeigt einmal mehr, wie wichtig es ist, die Umwelt nicht einfach irgend welchen Kräften zu überlassen, sondern sie steuernd in die Hand zu nehmen.

Es ist dabei besonders verwerflich, dass der Herzschlag der Mutter, der vom Anfang des Lebens an wesentlich für die grosse Empfänglichkeit der Kinder für Klänge und Rhythmen verantwortlich ist, dazu missbraucht wird, um Kinder in eine unheilvolle Abhängigkeit zu treiben.

III

Nachbemerkung

Ein kritischer Leser unserer Ausführungen vermerkte am Schluss: *"Warum ist es denn so wichtig, dass die Musik im positiven Sinne verwendet wird? Was kann Musik schlussendlich bewirken, wenn der Mensch sich von ihr ansprechen lässt?"*

Die bisherigen Ausführungen liessen eine direkte Beantwortung dieser Frage in der Tat offen. Sie im einzelnen hier zu beantworten, ist nicht möglich. Eine grundsätzliche Antwort soll jedoch versucht werden.

Zunächst besteht wohl kein Zweifel darüber, dass gemeinsames Musizieren - schliessen wir einmal musikalische Exzesse aus - sich auf die gegenseitigen Gefühle, das Leben in einer Gemeinschaft, sei es nun in der Familie, einer Krippe, einem Kindergarten oder in der Schule, positiv auswirkt. Was die Schule betrifft, so konnte dies zumindest ansatzweise auch nachgewiesen werden (Patry, J.-L., Weber, E. und Spychiger, M. 1993). Die Bemühung, die Schulleistungen der Kinder durch vermehrten musikalischen Unterricht zu verbessern, erweist sich zwar auf den ersten Blick als sympathisch und durchaus realistisch, wirft aber auch grundsätzliche Fragen auf. Gleichet das Vorgehen doch durchaus den Bemühungen modernen Managements, das die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter durch Berieselung mit geeigneter Musik am Arbeitsplatz zu höheren Leistungen antreiben will. Und mancher Bauer erwartet von "Mozart" mehr Milch von seinen Kühen...

Der Ansatz muss tiefer liegen. Er muss grundsätzlicher sein: Der Unterricht als Ganzes sollte von jenem aktiven Vernehmen ausgehen, das wir an der Wurzel unserer Ansprechbarkeit für Musik, aber auch für Malerei, ja für unsere Wahrnehmung insgesamt angesprochen haben. Wir lernen nicht selbständig denken, wenn wir nicht richtig zuhören, schauen, tasten und spüren gelernt haben. Unmittelbarkeit im Wahrnehmen und Empfinden haben im Lernprozess Priorität vor dem üblichen schulischen Vermitteln von Rezepten.

Elliot W. Eisner hat in einem kürzlich erschienen Aufsatz den Fehlschluss, der den traditionellen schulischen Lernprozessen zugrundeliegt, und der die Pflege der Künste als nebensächliche Gefühls- und Privatsache abtut, deutlich herausgearbeitet. Der Autor knüpft dabei an Arbeiten des Amerikaners John Dewey (Art as Experience, 1934) an: "Wie Dewey gezeigt hat, schwindet die Wahrnehmung, wenn das Erkennen beginnt. Das Etikettieren einer Einheit ist ein Akt der Kategorisierung. Werden Einheiten Kategorien zugeordnet, hört die Entdeckung auf. Die Künste vermitteln dem Kind, dass das Gras nicht einfach grün, sondern lavendelfarben, grau oder golden ist." (1995,21) - Schule, so wie sie Eisner beurteilt, ist heute weitgehend eine "Etikettierschule".

Damit sind wir erneut dort angelangt, wo wir von einem "im Kerne aktiven Prozess der Rezeptivität" sprachen. Dieser Prozess gilt für alle Formen der Wahrnehmung, das Hören, Sehen, Tasten etc. wie die taktile-kinästhetische Wahrnehmung. Hier müssen alle Institutionen, die unsere Kinder bilden wollen, ansetzen. Dass in einem Unterricht, der sich um vertiefte Prozesse der Wahrnehmung bemüht, der Musik, Malerei, dem Tanz und der Rhythmik eine zentrale Rolle zugesteht, liegt auf der Hand. Doch darf es nicht darum gehen, den musischen Fächern mehr Raum zu geben, sondern alle Fächer, insbesondere jene, die im besonderen Mass an der Manie des Etikettierens leiden, müssen es tun. Ist die Bereitschaft, in den Prozess vertieften Wahrnehmens einzusteigen vorhanden, so wird es ein Leichtes sein, zentrale Lerninhalte anzuknüpfen. Diese Inhalte haben den Vorteil, dass sie aus einer engen Verknüpfung mit dem Leben herauswachsen und diesem auch direkt wieder dienen werden.

Literaturverzeichnis

(Wir vermerken in der Folge auch einige Titel, die für das Thema von Interesse sind, im vorangehenden Text jedoch nicht erwähnt werden.)

- Abele, T.: Die Entwicklung des begrifflichen Verständnisses von Musik bei Kindern und Jugendlichen, Frankfurt a. M. 1991
- Bamberger, J.: The mind behind the musical ear. How children develop musical intelligence, Cambridge usw. 1991
- Berendt, J.-E.: Nada Brahma. Die Welt ist Klang, Frankfurt a.M. 1992
- Blersch, I.: Gedanken und Anregungen zur musikalischen Erziehung, Schaffhausen 1988
- Cabanis, P.J.G.: Rapports du physique et du moral de l'homme, Bd.1, Paris 1924 (Erstausgabe 1802)
- Compayré, G.: Die Entwicklung der Kinderseele, Altenburg 1900 (französische Erstausgabe Paris 1889)
- Darwin, Ch.: A Biographical sketch of an Infant, Mind, 7, Juli 1877

- De la Motte-Haber, H.: Musikalische Hermeneutik und empirische Forschung, in: Dahlhaus, C. (Hg.): Neues Handbuch der Musikwissenschaften, Bd. 10, 181-244, Wiesbaden 1982
- De la Motte-Haber, H. (Hg.): Psychologische Grundlagen des Musiklernens, Handbuch der Musikpädagogik Bd.4, Kassel usw. 1987
- Dewey, J.: Art as experience, New York 1984 (deutsch: Frankfurt a.M. 1980)
- Dietschy, P.: Schulkind und Musik im 19. Jahrhundert, Basel 1983
- Eisner, E.W.: Die missverstandene Rolle der Künste in der menschlichen Entwicklung, Bildungsforschung und Bildungspraxis, Nr. 1, S.10-25, 1995
- Frarière, M. de : Education antérieure. Influences maternelles pendant la gestation sur les prédispositions morales et intellectuelles des enfants, Paris 1862 (Erweiterte Ausgabe einer 1854 erschienen Publikation)
- Gauster, Ch.: Kinder gestalten Musik. Ein neuer Weg zur Musikerziehung bei Kleinkindern, Wien 1982
- Greenberg, M.: Your children need music, Englewood Cliffs, N.Y 1976
- Gembris, H.: Musikalische Fähigkeiten und ihre Entwicklung, in: H. De la Motte-Haber (Hg.), Psychologische Grundlagen des Musiklernens, Handbuch der Musikpädagogik, Bd.4, Kassel usw. 1987
- Genzmer, A.: Untersuchungen über die Sinneswahrnehmung des neugeborenen Menschen, Halle 1882 (Erstausgabe 1873)
- Gross, W.: Was erlebt ein Kind im Mutterleib? Ergebnisse und Folgerungen der pränatalen Psychologie, Freiburg im Breisgau 1982
- Hanselmann, H.: Kind und Musik, Zürich 1952
- Heise, W. et al.: Quellentexte zur Musikpädagogik, Regensburg 1973
- Helms, S. und Schmitt-Thomas, R.: Musikpädagogische Literatur. Eine Auswahlbibliographie, Regensburg 1988
- Hegel, G.W.F.: Vorlesungen über die Ästhetik III, Werke Bd. 15, Frankfurt a.M.. 1970 (Erstausgabe 1835)
- Herder, J.G. von: Abhandlung über den Ursprung der Sprache, in: Pross, W. (Hg.): Johann Gottfried Herder, München und Wien, o.J. (Erstausgabe 1770)
- Hollenweger, J.: Das vorgeburtliche Leben und seine Auswirkungen, Und Kinder, Nr. 35, 1 - 41, Zürich 1988
- Hüttenmoser, M.: Wider die Macher. Gedanken zum Tode von Hans Kunz. Die letzten Vorlesungen Herbst 1969 bis Frühjahr 1972, Schweizerische Zeitschrift für Psychologie und ihre Anwendungen, 41, 4, 309-317, 1982
- Hüttenmoser, M.: Vom Versehen zur pränatalen Psychologie, Und Kinder, Nr. 35, 43 - 82, Zürich 1988
- Hüttenmoser, M.: Hits für Kinder (S. 59 - 71) und Forderungen (S. 5-6), in: Und Kinder, Nr. 38 (Themennummer: Kind und Werbung), Zürich 1990
- Jacobs, R.: Musik für kleine Kinder, Stuttgart 1988
- Klausmeier, F.: Die Lust, sich musikalisch auszudrücken, Reinbeck bei Hamburg 1978
- Kleinen, G. (H.g.): Kind und Musik, Musikpädagogische Forschung Bd. 5 .o.O. (Laaber Verlag) 1984
- Kolata, G.: Studying Learning in the Womb. Science 1984, 225, S.302-303
- Kunz, H.: Die Aggressivität und die Zärtlichkeit. Zwei psychologische Studien, Bern 1946
- Kussmaul, A.: Untersuchungen über das Seelenleben des neugeborenen Menschen, Tübingen 1896 (Erstausgabe 1856)
- Malebranche, N.: De la recherche de la verité, Paris 1674
- Messerli, A.: Über die Funktion des Endreimes im Kinderlied, Il confronto letterario, 2, Nr. 3, Pavia 1985
- Papousek, M. und Papousek H.: Intuitive elterliche Früherziehung in der vorsprachlichen Kommunikation, I. Grundlagen und Verhaltensrepertoire, Sozialpädiatrie, Nr. 7 (12), 1990
- Patry, J.-L.; Weber, E.; Spsychiger, M.: Musik macht Schule, Freiburg 1993
- Ploss, H.: Das Kind in Brauch und Sitte der Völker, Bd. 2, Leipzig 1912
- Preyer, W.: Spezielle Physiologie des Embryo, Leipzig 1885
- Preyer, W.: Die Seele des Kindes. Beobachtungen über die geistige Entwicklung des Menschen in den ersten Lebensjahren, Leipzig 1890 (Erstausgabe 1881)
- Sanden, L.: Physisches und psychisches Gesangserleben, Effretikon o.J.
- Satt, B.J. : An Investigation into the Acoustical Induction of Intrauterine Learning. Dissertation-Abstracts-International 1984 45 (5-B), 1603
- Schaffner, M. A.: Kinder wie sie sind. Beobachtungen zu den Altersstufen der ersten neun Jahre, Basel. o.J.
- Schmidt-Kolmer, E. (Hg.): Bewegungserziehung, Bildnerische Erziehung, Musikerziehung, Berlin 1989
- Schünemann, G.: Musikerziehung, Erster Teil: Die Musik in Kindheit und Jugend, Leipzig 1930
- Schürhaus, B.: Musikerziehung im Vorschulalter zwischen 1900 und 1933, Frankfurt a.M. 1986
- Seemann, E. : Musik, in: Bächtold-Stäubli, H. et.al. (Hg.): Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 6. 634 - 690, Berlin 1987 (Erstausgabe 1935)
- Steiner, R.: Des Menschen Äusserung durch Wort und Ton, herausgegeben von M. Steiner, o.O. 1922
- Stern, D. N.: Tagebuch eines Babys, München 1991
- Stern, D. N.: Die Lebenserfahrung des Säuglings, Stuttgart 1992

- Sulzer, J.G.: Allgemeine Theorie der schönen Künste, Dritter Theil, Leipzig 1793 (Reprint: Hildesheim 1967)
- Tiedemann, D.: Beobachtungen über die Entwicklung der Seelenfähigkeit bei Kindern, Altenburg 1897 (Erstausgabe 1787)
- Tervooren, H.: Die rhythmisch-musikalische Erziehung im ersten Drittel unseres Jahrhunderts, Frankfurt a. M. 1987
- Unteregger-Mattenberger, J. et al.: Eigenaktivität im Kindergarten. An der Quelle lauschen, Zürich 1994
- Vahle, F.: Kinderlied. Erkundungen zu einer frühen Form der Poesie im Menschenleben, Weinheim und Basel 1992
- Welsenburg, G. von . Das Versehen der Frauen, Leipzig 1899
- Zarius, K.-H.: Musikalische Früherziehung. Grundfragen und Grundlagen, Mainz usw. 1985
- Ziehmman-Molitor, H. und E.: Eine neue Grundlage im Musikunterricht an Volksschulen. Eine Auslegung der für die musikalische Erziehung des Kindes grundlegenden Vorträge von Dr. Rudolf Steiner vom 7. und 8. März 1923, Sonderveröffentlichung der Rudolf Steiner-Blätter, Heft 3, Hamburg 1930
- Wehrle, H.: Musik im Leben des Kindes, Dresden 1949
- Zoltai, D.: Ethos und Affekt, Geschichte der philosophischen Musikästhetik von den Anfängen bis Hegel, Berlin und Budapest 1970

Der vorliegende Beitrag erschien in ähnlicher Form erstmals in der Zeitschrift „*Und Kinder*“ Nr. 52, 1995, S. 65-82. Weitere Beiträge zum Thema Kind und Musik finden sie in dieser Themenummer von *Und Kinder*.